

dtv

Während des Zweiten Weltkriegs leben der Polizist Major Scobie und seine Frau Louise in Westafrika. Beide sind unglücklich. Als Louise sogar mit Selbstmordgedanken spielt, schickt Scobie seine literarisch interessierte Frau nach Südafrika, ihrem Sehnsuchtsort. Nur wenig später lernt er die junge Witwe Helen Rolt kennen und lieben. Spätestens bei der Rückkehr seiner Frau kann der streng gläubige Katholik seinem unauflöselichen Gewissenskonflikt nicht mehr entkommen.

Graham Greene wurde am 2. Oktober 1904 in Berkhamsted, Großbritannien, geboren und starb am 3. April 1991 in Vevey, Schweiz. Er verbrachte längere Zeit in Westafrika und Mittelamerika. Mit 22 Jahren konvertierte er zum Katholizismus. Greene, der Großneffe von Robert Louis Stevenson, zählt zu den bedeutendsten Schriftstellern des 20. Jahrhunderts. Sein umfangreiches Werk besticht durch eine einzigartige Mischung aus Abenteuer, Kriminalistik, Erotik und Religiosität.

Graham Greene
Das Herz aller Dinge

Roman

Aus dem Englischen von
Edith Walter

dtv

Alle Hauptwerke Graham Greenes sind bei dtv
im Taschenbuch lieferbar.

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›The Heart of the Matter‹
New York 1948

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Neuausgabe 2016
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG,
München
© 1948 und 1971 Graham Greene
© 1949 und 1978 der deutschsprachigen Ausgabe:
Paul Zsolnay Verlag GmbH, Wien
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos
von gettyimages/Martin
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14483-4

Für V. G., L. C. G. und F. C. G.

*Le pécheur est au cœur même de chrétienté ...
Nul n'est aussi compétent que le pécheur en
matière de chrétienté. Nul, si ce n'est le saint.*

*Der Sünder lebt mitten im Herzen der Christenheit ...
Keiner weiß wie er um das Wesen der Christenheit.
Keiner, es sei denn der Heilige selbst.*

Péguy*

* Charles Péguy (1873–1914), französischer Dichter und Essayist

Keine Figur dieses Buches beruht auf einer lebenden Person. Der geographische Hintergrund der Geschichte ist jenem Teil von Westafrika nachempfunden, den ich aus eigener Anschauung kenne – das ist unvermeidlich –, aber ich möchte ausdrücklich betonen, daß kein Bewohner dieser Kolonie – mag er früher dort gelebt haben oder heute dort leben – in meinem Buch vorkommt. Selbst eine imaginäre Kolonie muß ihre Beamten haben – einen Polizeichef und einen Kolonialsekretär zum Beispiel; aus besonderem Grund wünsche ich nicht, daß man meine Romangestalten mit tatsächlich lebenden Menschen identifiziert, denn ich erinnere mich mit großer Dankbarkeit der Liebenswürdigkeit und der Rücksicht, die der Kolonialsekretär, der Polizeichef und ihr Mitarbeiterstab jener Kolonie mir entgegenbrachten, in der ich 1942 und 1943 tätig war.

Das Gedicht auf Seite 374 stammt von Rainer Maria Rilke.

ERSTES BUCH

ERSTER TEIL

Erstes Kapitel

1

Wilson saß auf dem Balkon des Bedford Hotels und preßte die nackten blaßroten Knie an das schmiedeeiserne Gitter. Es war Sonntag, und die Glocken der Kathedrale riefen zur Morgenliturgie. Auf der anderen Seite der Bond Street saßen in den Fenstern der High-School die jungen, schwarzen Mädchen in dunkelblauen Gymnastikanzügen, mit nie erlahmendem Eifer bemüht, ihr widerspenstiges Kraushaar in Wellen zu legen. Wilson strich sich über das noch neue Bärtchen und träumte, während er auf seinen Gin-Tonic wartete, vor sich hin.

Mit Blick auf die Bond Street saß er da, das Gesicht dem Meer zugewandt. Seine Blässe verriet, daß er erst vor kurzem in diesem Hafen an Land gegangen war; man merkte es auch an seinem mangelnden Interesse für die Schulmädchen gegenüber. Er glich dem nachhinkenden Zeiger eines Barometers, der noch auf »Schön« stand, lange nachdem sein Gefährte auf »Stürmisch« weitergerückt war. Unter ihm gingen die schwarzen Angestellten zur Kirche, doch auch ihre Frauen in leuchtendblauen oder kirschroten Nachmittagskleidern weckten Wilsons Interesse nicht. Er war allein auf dem Balkon, von einem bärtigen Inder mit Turban abgesehen, der schon versucht hatte, ihm wahrzusagen. Dies war weder Tag noch Stunde der Weißen – sie tummelten sich an dem fünf Meilen entfernten Strand, aber Wilson hatte kein Auto. Er fühlte

sich unerträglich allein. Zu beiden Seiten der Schule fielen die Kupferdächer zum Meer ab, und das Wellblech über seinem Kopf klirrte und klapperte, als ein Geier sich darauf niederließ.

Drei Offiziere der Handelsmarine von dem Geleitzug, der im Hafen lag, tauchten, vom Kai heraufkommend, in Wilsons Blickfeld auf. Sofort waren sie von kleinen Jungen mit Schulmützen umringt. Wie ein Kinderreim klang schwach der Singsang der Jungen zu Wilson herauf: »Der Captain wollen jig, jig, meine Schwester, hübsche Lehrerin, Captain wollen jig, jig.« Der bärtige Inder war stirnrunzelnd in komplizierte Berechnungen vertieft, die er auf die Rückseite eines Briefumschlags kritzelte. Als Wilson wieder auf die Straße schaute, hatten sich die Offiziere den Weg freigekämpft, und die Schuljungen schwärmten jetzt zu einem einzelnen Matrosen aus; im Triumph führten sie ihn zu einem Bordell in der Nähe der Polizeistation wie in den Kinderhort.

Ein schwarzer Boy brachte Wilsons Gin, und er trank ihn sehr langsam, weil er nur eine Alternative gehabt hätte, in sein heißes und schmutziges Zimmer zurückzugehen und einen Roman zu lesen – oder ein Gedicht. Wilson liebte die Poesie, doch er genoß sie heimlich wie eine Droge. ›The Golden Treasury* begleitete ihn überallhin, aber er nahm ihn nur abends in kleinen Dosen zu sich – ein Löffelchen Longfellow, Macaulay, Mangan: *Geh hin zu berichten, wie du, von Freundschaft ver-raten, von Liebe genarrt, dein Genie vergeudet ...*

Er liebte die Romantik. In der Öffentlichkeit las er Edgar Wallace, denn er wünschte verzweifelt, sich nach außen hin nicht von anderen Männern zu unterschei-

* ›The Golden Treasury of Best Songs and Lyrical Poems in the English Language, Anthologie von Francis Turner Palgrave, 1861. (A. d. Ü.)

den: Das Bärtchen trug er wie eine Club-Krawatte – es war sein größter gemeinsamer Nenner mit den anderen, aber seine Augen verrieten ihn – braune Hundeaugen, die Augen eines Setters, die traurig auf die Bond Street gerichtet waren.

»Entschuldigen Sie«, sagte eine Stimme, »Sie sind doch Wilson, oder?«

Er blickte auf und sah vor sich einen Mann mittleren Alters in den unvermeidlichen Khakishorts; sein Gesicht wirkte eingefallen, und seine Haut hatte die Farbe trockenen Heus.

»Ja, ich bin Wilson.«

»Darf ich mich zu Ihnen setzen? Mein Name ist Harris.«

»Sehr erfreut, Mr. Harris.«

»Sie sind der neue Buchhalter der United African Company?«

»Der bin ich. Einen Drink?«

»Nur Zitronenwasser bitte. Kann mitten am Tag nichts trinken.«

Der Inder stand von seinem Tisch auf und näherte sich unterwürfig. »Erinnern Sie sich an mich, Mr. Harris? Vielleicht erzählen Sie Ihrem Freund von meinen Talenten, Mr. Harris. Vielleicht möchte er meine Empfehlungsschreiben lesen ...« Er hatte die schmierigen Briefumschläge immer bei der Hand. »Die Spitzen der Gesellschaft ...«

»Verswinde! Zieh Leine, alter Ganove«, sagte Harris.

»Woher wußten Sie meinen Namen?« fragte Wilson.

»Hab' ihn in einem Telegramm gelesen«, sagte Harris.

»Ich bin Telegrammzensor. Was für ein Job! Was für ein Ort!«

»Ich sehe schon von hier aus, daß Ihr Glück sich er-

heblich gewandelt hat, Mr. Harris. Wenn Sie einen Moment mit mir ins Badezimmer kommen wollten ...«

»Verschwinde, Gunga Din!«

»Wieso ins Badezimmer?« fragte Wilson.

»Dort betreibt er seine Wahrsagerei. Ich glaube, es ist der einzige Raum hier, in dem er es ungestört tun kann. Ich habe nie daran gedacht, ihn nach dem Warum zu fragen.«

»Schon lange hier?«

»Achtzehn verdammte Monate.«

»Geht's bald nach Hause?«

Harris schaute über die Blechdächer zum Hafen. »Die Schiffe fahren alle in die verkehrte Richtung«, sagte er. »Doch wenn ich einmal zu Hause bin, wird man mich hier nie wiedersehen.« Er senkte die Stimme und sagte böse über sein Zitronenwasser hinweg: »Ich hasse den Ort. Ich hasse die Menschen. Hasse die verdammten Nigger. Aber man darf sie so nicht nennen, wissen Sie.«

»Mein Boy scheint ganz in Ordnung.«

»Der eigene Boy ist immer in Ordnung. Er ist ein echter Nigger – aber die Leute hier, sehen Sie sie doch an, sehen Sie sich die da unten an – die mit der Federboa. Das sind nicht einmal echte Nigger. Nur Westinder, und sie beherrschen die Küste. Verkäufer in den Läden, Stadträte, Magistratsbeamte, Anwälte – mein Gott! Oben im Protektorat ist es ja ganz in Ordnung. Gegen echte Nigger habe ich nichts einzuwenden. Gott hat unsere Farben geschaffen. Aber die hier – mein Gott! Die Regierung fürchtet sie. Die Polizei fürchtet sie. Schauen Sie nur da runter«, sagte Harris, »schauen Sie sich Scobie an.«

Ein Geier schlug auf dem Wellblechdach mit den Flügeln, flatterte an einen anderen Platz, und Wilson sah zu Scobie hinunter. Er tat es interesselos und nur, weil er einem Fremden gefällig sein wollte; er hatte den Ein-

druck, daß an dem gedrunghenen grauhaarigen Mann, der allein die Bond Street heraufkam, nichts Bemerkenswertes war. Er ahnte nicht, daß dies einer jener Momente war, die ein Mensch nie vergißt: Der Erinnerung war eine kleine Verletzung zugefügt worden, und die Narbe würde immer weh tun, wenn gewisse Dinge zusammentrafen – Gingeschmack zu Mittag, der Duft von Blumen unter einem Balkon, das Klappern von Wellblech, ein häßlicher Vogel, der von einem Platz zum anderen flatterte.

»Er liebt sie so sehr«, sagte Harris, »er schläft sogar mit ihnen.«

»Ist das die Polizeiuniform?«

»Das ist sie. Unsere großartige Polizei. ›Ein verloren Ding sie nie wiederbringt . . .‹ Sie kennen das Gedicht.«

»Ich lese keine Gedichte«, sagte Wilson. Seine Augen folgten Scobie die in Sonne getauchte Straße entlang. Scobie blieb stehen und wechselte ein paar Worte mit einem Schwarzen in einem weißen Panama; ein schwarzer Polizist kam vorbei und salutierte stramm. Scobie ging weiter.

»Wahrscheinlich läßt er sich auch von den Syrern schmieren, aber die Wahrheit erfährt man ja nie.«

»Den Syrern?«

»Dies hier ist der Turm zu Babel – das Original«, sagte Harris. »Westinder, Afrikaner, richtige Inder, Syrer, Engländer, Schotten in der Baubehörde, irische Priester, französische Priester, elsässische Priester.«

»Was machen die Syrer?«

»Geld. Ihnen gehören alle Läden im Landesinnern und die meisten hier. Und sie schmuggeln Diamanten.«

»Das wird wohl eifrig betrieben.«

»Die Deutschen zahlen hohe Preise.«

»Ist seine Frau nicht hier?«

»Wen meinen? Ach, Scobie. Doch, doch. Er hat eine Frau. Aber vielleicht würde ich auch mit Niggern schlafen, wenn ich eine solche Frau hätte. Sie werden sie bald kennenlernen. Sie ist die Intellektuelle der Stadt. Sie liebt Kunst, Dichtung. Hat eine Kunstaussstellung für schiffbrüchige Matrosen organisiert. Sie kennen das doch – Gedichte von Fliegern über das Exil, Aquarelle von Heizern, Brandmalereien aus den Missionschulen. Armer alter Scobie. Trinken Sie noch einen Gin?«

»Ich glaub' schon«, sagte Wilson.

2

Scobie bog hinter dem Sekretariat in die James Street ein. Mit seinen langen Balkons erinnerte ihn das Gebäude immer an ein Krankenhaus. Fünfzehn Jahre schon beobachtete er die Ankunft endloser Patientenschlangen; in regelmäßigen Abständen von anderthalb Jahren wurden bestimmte Patienten nach Hause geschickt, mit gelbem Gesicht und angegriffenen Nerven, und andere nahmen ihre Plätze ein – Kolonialsekretäre, Landwirtschaftssekretäre, Finanzbeamte und Direktoren des Amtes für öffentliche Bauarbeiten. Er beobachtete die Fieberkurve jedes einzelnen – den ersten grundlosen Wutausbruch, das erste über den Durst getrunkene Glas, das plötzliche Herumreiten auf Prinzipien nach einem Jahr stillschweigenden Duldens. Die schwarzen Büroangestellten eilten mit der freundlich-fürsorglichen Miene von Ärzten am Krankenbett durch die langen Korridore; heiter und respektvoll nahmen sie jede Beleidigung hin. Der Patient hatte immer recht.

Um die Ecke, vor dem alten Baumwollbaum, wo die frühesten Siedler sich am ersten Tag zusammengefunden

den hatten, den sie an diesem unwirtlichen Gestade verbrachten, stand das Gerichtsgebäude mit der Polizeistation, ein gewaltiger Steinbau, Symbol übertriebener Großmannssucht schwacher Männer. In der festgefügteten Struktur raschelte der Mensch durch die Korridore wie getrocknetes Korn. Niemand hätte die hohen Ansprüche an die Gerechtigkeit erfüllen können, die einem solchen Haus angemessen gewesen wären. Doch die Idee fand in jedem Fall schon im ersten Raum ein unrühmliches Ende. In dem engen, dunklen Korridor dahinter, im Vernehmungsraum und in den Zellen, witterte Scobie immer den Geruch menschlicher Gemeinheit und Ungerechtigkeit – es roch wie in einem Zoo nach Sägespänen, Exkrementen, Ammoniak – und nach zu wenig Freiheit. Die Räume wurden täglich geputzt, aber der Geruch ließ sich nicht vertreiben. Wie Zigarettenrauch haftete er an der Kleidung von Häftlingen und Polizisten.

Scobie stieg die hohe Treppe hinauf und wandte sich in dem schattigen äußeren Korridor nach rechts, wo sein Zimmer lag: ein Tisch, zwei Küchenstühle, ein Schrank, ein paar rostige Handschellen, wie ein alter Hut an einen Nagel gehängt, ein Aktenschrank. Einem Fremden wäre das Zimmer kahl und ungemütlich vorgekommen, aber für Scobie war es sein Zuhause. Andere Männer schaffen sich allmählich ein Heim, indem sie es mit allen möglichen persönlichen Habseligkeiten vollstopfen – einem neuen Bild, immer mehr Büchern, einem seltsam geformten Briefbeschwerer, dem Aschenbecher, den sie aus einem längst vergessenen Grund in einem längst vergessenen Urlaub erworben haben; Scobie schuf sich dieses Heim durch einen Prozeß von Minimierung. Er hatte vor fünfzehn Jahren mit viel mehr begonnen, als heute noch vorhanden war. Es hatte ein Foto seiner Frau gegeben, bunte Lederkissen vom Markt, einen Lehnssessel und an

der Wand eine große Karte des Hafens. Die Karte hatten sich jüngere Polizisten ausgeliehen; er brauchte sie nicht mehr. Ihm hatte sich der gesamte Küstenstreifen der Kolonie ins Gedächtnis eingepägt: Seine Zuständigkeit reichte von Kufa Bay bis Medley. Was die Kissen und den Lehnstuhl anbelangte, hatte er bald entdeckt, daß Komfort dieser Art in der stickigen Stadt nur mehr Hitze bedeutete. Wo der Körper berührt oder von etwas umschlossen wurde, schwitzte er. Schließlich war auch das Foto seiner Frau überflüssig geworden, da sie selbst anwesend war. Sie war ihm im ersten Jahr des Sitzkrieges nach Afrika gefolgt und konnte jetzt nicht mehr fort; wegen der U-Boot-Gefahr war sie zum festen Inventar geworden wie die Handschellen am Nagel. Außerdem war es ein sehr frühes Foto gewesen, und er wollte nicht mehr an das noch unausgeprägte Gesicht mit dem ruhigsanften Ausdruck der Unerfahrenheit und den auf Anordnung des Fotografen gehorsam lächelnden Lippen erinnert werden. Fünfzehn Jahre formen ein Gesicht, die Sanftheit wird von Erfahrung verdrängt, und er war sich seiner Verantwortung immer bewußt. Denn er hatte den Weg bestimmt: Die Erfahrung, die sie machte, war von ihm gelenkt. Er hatte ihr Gesicht geformt.

Er setzte sich an den leeren Tisch, fast gleichzeitig schlug sein Mende-Sergeant auf der Schwelle die Haken zusammen. »Sah*?«

»Etwas zu melden?«

»Der Commissioner wollen Sie sprechen, Sah.«

»Was Neues im Polizeibericht?«

»Zwei Schwarze prügeln sich auf Markt, Sah.«

»Weibergeschichten?«

»Ja, Sah.«

* Sah = Sir (A. d. Ü.)

»Sonst noch was?«

»Miss Wilberforce wollen Sie sprechen, Sah. Ich sagen ihr, Sie sind in Kirche und sie soll später zurückkommen, aber sie bleiben. Sie sagen, sie nicht gehen, kein Schritt.«

»Welche Miss Wilberforce ist das, Sergeant?«

»Weiß nicht, Sah. Sie kommen aus Sharp Town, Sah.«

»Na schön, ich spreche mit ihr, nachdem ich beim Commissioner war. Aber mit niemand sonst, denken Sie dran.«

»Sehr gut, Sah.«

Auf dem Weg durch den Flur zum Zimmer des Commissioners sah Scobie ein Mädchen allein auf einer Bank sitzen. Er gestattete sich keinen zweiten Blick. Hatte nur den flüchtigen Eindruck eines jungen, schwarzen afrikanischen Gesichts, eines hellen Baumwollkleides – dann hatte er das Mädchen wieder vergessen und überlegte, was er dem Commissioner sagen sollte. Es hatte ihn schon die ganze Woche beschäftigt.

»Setzen Sie sich, Scobie.« Der Commissioner war ein alter Mann von dreiundfünfzig – in der Kolonie errechnete man das Alter nach den Dienstjahren. Der Commissioner mit seiner zweiundzwanzigjährigen Dienstzeit war der Älteste hier, ebenso wie der Gouverneur im Vergleich zu jedem District Officer, der fünf Dienstjahre auf dem Buckel hatte, ein Grünschnabel von sechzig Jahren war.

»Ich gehe in Pension, Scobie«, sagte der Commissioner. »Und zwar nach dieser Amtsperiode.«

»Ich weiß.«

»Ich nehme an, daß alle es wissen.«

»Ich habe gehört, wie die Männer sich darüber unterhalten haben.«

»Und doch sind Sie erst der zweite, dem ich es sage.

Spricht man auch schon davon, wer mein Nachfolger werden soll?«

»Man weiß, wer es nicht wird«, sagte Scobie.

»Es ist verdammt unfair«, sagte der Commissioner.
»Ich kann nicht mehr tun, als ich schon getan habe, Scobie. Sie haben ein einmaliges Talent, sich Feinde zu schaffen. Wie Aristides der Gerechte.«

»So gerecht bin ich auch wieder nicht, glaube ich.«

»Die Frage ist, was wollen Sie tun? Man schickt uns einen gewissen Baker aus Gambia. Er ist jünger als Sie. Wollen Sie den Dienst quittieren, sich pensionieren oder versetzen lassen, Scobie?«

»Ich will hierbleiben«, sagte Scobie.

»Das wird Ihrer Frau nicht gefallen.«

»Ich bin schon zu lange hier, um zu gehen.« Arme Louise, dachte er, hätte ich es ihr überlassen, wo wären wir jetzt? Und mußte sich im selben Atemzug eingestehen, daß sie bestimmt nicht hier, sondern irgendwo wären, wo alles viel, viel besser war – besseres Klima, bessere Bezahlung, bessere Position. Sie hätte jede Beförderungsmöglichkeit genutzt, wäre munter die Leiter hinaufgeklettert und hätte das Natterngezücht im Gras zurückgelassen. Ich bin natürlich hier gestrandet, dachte er mit dem merkwürdig warnenden Schuldgefühl, das ihn nie verließ, als sei er für etwas in der Zukunft verantwortlich, das er überhaupt nicht vorhersehen konnte.
»Sie wissen, wie gern ich hier bin.«

»Ich glaube ja. Und ich frage mich, warum?«

»Abends ist es so hübsch hier«, sagte Scobie vage.

»Kennen Sie die neueste Geschichte, die man sich im Sekretariat über Sie erzählt?«

»Wahrscheinlich, daß ich mich von den Syrern bestechen lasse.«

»So weit ist man noch nicht. Das ist die nächste Stufe.

Nein, Sie schlafen mit schwarzen Mädchen. Sie wissen ja, warum, Scobie. Sie hätten mit einer ihrer Frauen flirten müssen. Sie sind beleidigt.«

»Vielleicht sollte ich wirklich mit einem schwarzen Mädchen schlafen. Dann brauchten sie sich nichts anderes auszudenken.«

»Ihr Vorgänger hat mit Dutzenden geschlafen«, sagte der Commissioner, »aber danach hat kein Hahn gekräht. Für ihn haben sie sich was anderes einfallen lassen. Angeblich hat er heimlich getrunken. Damit rechtfertigen sie, daß sie in aller Öffentlichkeit bechern. Was für ein Haufen Schweine, Scobie.«

»Der erste Adjutant des Kolonialsekretärs ist kein übler Kerl.«

»Nein, der erste Adjutant ist in Ordnung.« Der Commissioner lachte. »Sie sind ein fürchterlicher Mensch, Scobie. Scobie der Gerechte.«

Scobie ging durch den Korridor zurück; das Mädchen saß im Dämmerlicht da. Seine Füße waren nackt; sie standen nebeneinander wie Gipsmodelle in einem Museum, gehörten nicht zu dem hellen Baumwollkleid. »Sind Sie Miss Wilberforce?« fragte er.

»Ja, Sir.«

»Sie wohnen nicht hier, nicht wahr?«

»Nein. Ich wohne in Sharp Town, Sir.«

»Schön, kommen Sie rein.« Er ging in sein Büro voraus und setzte sich an den Schreibtisch. Da kein Bleistift bereitlag, öffnete er die Schublade. Hier, und nur hier, hatten sich alle möglichen Dinge angesammelt: Briefe, Radiergummis, ein zerrissener Rosenkranz – aber kein Bleistift. »Wo drückt der Schuh, Miss Wilberforce?« Sein Blick blieb an einem Schnappschuß hängen – Badegesellschaft am Strand von Medley: seine Frau, die Frau des Kolonialsekretärs, der Direktor für das Schulwesen, der

etwas in die Höhe hielt, das wie ein toter Fisch aussah, die Frau des Leiters der Kolonial-Finanzabteilung. Die großen Flächen weißer Haut ließ sie wie eine Versammlung von Albinos aussehen, und alle lachten mit weit aufgerissenem Mund.

»Mein Hauswirtin«, sagte das Mädchen, »sie hat gestern abend mein Wohnung aufgebrochen. Sie kommen herein, als es dunkel ist, und sie machen kaputt alle Trennwände und stehlen meine Truhe mit meinen ganzen Sachen.«

»Wie viele Untermieter?«

»Nur drei, Sir.«

Er wußte genau, wie es lief; ein Mieter bezog eine Einraum-Hütte für fünf Shilling, stellte ein paar dünne Trennwände auf und vermietete seinerseits diese sogenannten Zimmer für zwei Shilling sechs Pence pro Stück – ein Mietshaus in der Horizontalen. Jedes Zimmer wurde mit einer Truhe ausgestattet, die ein bißchen Porzellan und ein paar Gläser enthielt – von einem Arbeitgeber entliehen oder abgestaubt –, mit einem Bett aus alten Packkisten und einer Sturmlaterne. Die Glaszylinder dieser Laternen hatten keine lange Lebensdauer, und die kleinen offenen Flammen waren immer darauf aus, ein bißchen verschüttetes Paraffin zu erhaschen; sie leckten an den Trennwänden aus Sperrholz und verursachten unzählige Brände. Manchmal erzwang eine Hauswirtin sich den Zutritt und riß die gefährlichen Trennwände ein, manchmal stahl sie die Lampen ihrer Mieter, und die Kunde von ihrem Diebstahl zog immer weitere Kreise mit weiteren Lampendiebstählen, bis sie endlich ins europäische Viertel gelangten und im Club zum Gesprächsthema wurden. »Ich kann meine Lampen nicht behalten, weder für Geld noch für gute Worte.«

»Ihre Hauswirtin«, sagte Scobie scharf, »Sie sagen, sie